

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 72 (1963)
Heft: 4

Artikel: Saba
Autor: Schuh, Gotthard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SABA

Von Gotthard Schuh

Bali ist durch den Ausbruch des Gunung Agung und die damit verbundene Zerstörung grosser Gebiete mit blühenden Siedlungen jäh ins Blickfeld der ganzen Welt gerückt. Mit dieser Katastrophe ist ein traditionsbewusstes, aufgewecktes, liebenswertes, geistig hochstehendes und künstlerisch begabtes Volk hart betroffen worden, ein Volk, das es in hohem Masse verdient, dass wir es näher kennenlernen und uns gedanklich mit ihm auseinandersetzen. Dazu gibt uns der prachtvolle Bildband von Gotthard Schuh, Zürich, «Inseln der Götter», beste Gelegenheit. Das Buch ist beim Ex-Libris-Verlag in Zürich bereits in zwölf Auflagen erschienen und in allen Ex-Libris-Bücherstuben und beim Postversand Ex Libris zu Fr. 15.— (inklusive ein Bon) erhältlich. Das nachfolgende Kapitel «Saba» haben wir diesem herrlichen Werke mit der freundlichen Erlaubnis des Verfassers und des Ex-Libris-Verlages entnommen.

Die Redaktion

Die Europäer, die beim Fürsten Anak Agung von Saba zu Gast waren, sind zu zählen. Vergessen und abseits der Fahrstrasse liegt seine kleine Residenz, nahe der südlichen Brandung, der Insel Noesa Penida gegenüber. Der balinesische Chauffeur fährt mich mit meinen Habseligkeiten auf einer immer schmaleren Strasse Saba entgegen, und zuletzt schaukeln wir auf engen Feldwegen zwischen den Reisfeldern. Da tritt uns ein kleiner Trupp Menschen entgegen. Halbnaakt, in einfachem Sarong, steht der Fürst Anak Agung von Saba vor mir, umgeben von seinen ältesten Getreuen, die auf den Schultern hohe schmale Holzplanken tragen. Der Fürst ist seinem Gast entgegengekommen und reicht ihm nun herzlich die Hand. Auf die Planken deutend, erklärt er mir, dass mein Auto ohne diese kleinen Notbrücken Saba nicht erreichen könne. Ich will ihre Festigkeit prüfen, und siehe, es sind herrlich geschnitzte Türflügel, reich geschmückt mit Pflanzen- und Tierreliefs.

«Wenn ich über deine Tore fahre, wird mein Wagen sie zersplittern.» Doch Anak Agung, halb gebieterisch, halb gekränkt, legt seine Hand auf meine Schulter: «Glaubst du, ich habe nicht mehr solcher Türen an den Häusern meines Palastes? Und wenn du sie alle mit deinem Feuerwagen zerstörst, werde ich morgen neue, schönere schnitzen lassen.»

Allmählich kommen wir mit Hilfe der Planken durch Busch und Felder vorwärts; einige beugen sich seufzend, andere splittern krachend auseinander. Spät in der Abenddämmerung steht das Auto unter dem heiligen Waringinbaum vor der Puri, dem Palast von Saba.

Der Mond ist über Saba aufgestiegen und zeichnet durch die Palmen fächerige Schatten auf die warme Erde des Palasthofes. An der gekalkten Mauer neben dem grossen Hibiskusstrauch stellt der alte Leibdiener das Essen in chinesischen Schalen auf die Matten. Anak Agung erscheint im grossen Tor, hinter dem die Beigebäude liegen. Er hat es sich nicht nehmen lassen, die Zubereitung des

Nachmahls selbst zu überwachen, eine Ehrenpflicht seinem Gaste gegenüber, die wohl aus der Zeit stammt, da bisweilen mit Gift gewürzt wurde. Ni Gusti Aju Sitra, seine siebenjährige Lieblingstochter, folgt ihm und kniet neben uns nieder, die Schüssel mit weissem flockigem Reis darreichend. Der Vater nimmt ihn nur aus ihrer Hand. Die besten Bissen schiebt Anak Agung mir zu, und mit breitem, sattem Behagen weist er auf die winzigen rotgepfefferten Fische mit den grossen, toten Silberaugen, die kleinen in Oel gebackenen Schlangen und auf die gerösteten Bienen. Junge, fingerlange, zitronengelb gebeizte Maiskolben liegen zur Erfrischung daneben. Das an Spiesschen geschmorte Kuhfleisch berührt er nicht: der Dank seines Geschlechtes an die Kuh, die einst seinen Vorfahren in ein Kalb verwandelte, um ihn so an einem fürchterlichen Ungeheuer unerkannt vorbeizuführen.

Allmählich sind Männer durch die Tore gekommen, Reisbauern, die tagsüber in ihren glühenden Feldern standen; einzeln und zu zweit haben sie die schweren Instrumente des balinesischen Gamelan herantgetragen und stellen sie nun auf dem Platz im Geviert auf. Der alte Diener ist an uns herantreten, legt dem Fürsten und mir eine Hibiskusblüte übers Ohr und schiebt uns behutsam kleine, betäubende Jasminblüten in die Nasenlöcher. Da setzt plötzlich der Gamelan mit fast überirdischen Klängen ein. Jeden Abend habe ich die Musik dieser dreissig jungen Bauern erlebt, aber jeden Abend war sie stärker als meine innere Fassung, und jedesmal kämpfte ich bei ihren ersten Akkorden mit den Tränen. Oft hielt mich ihr seltsamer Zauber den ganzen Tag über gefangen. Hinreissend schwellen die leidenschaftlichen Rhythmen an, um plötzlich abzubrechen. Zarte mystische Klänge setzen zaghaft aus dem Dunkel ein, dann brechen wieder mächtige Akkorde die Stille.

Ni Gusti Aju Sitra hat sich umgekleidet; mit schlankem Körper und mit ausgebreiteten Armen steht sie im Mondlicht vor dem nun ruhig dahinklingenden Orchester, ihre schlanken, kindlichen

Hüften vom brokatenen Kain eng umschlossen. Da zucken die feinen Muskeln ihres jungen Halses, da zucken ihre zerbrechlichen Handgelenke, und ihre Fingerspitzen züngeln gegen die Handrücken. Durch den zarten Körper läuft ein Zittern und Biegen. Der schwere Gong setzt ein, und mit leidenschaftlichen Schritten, und doch so unirdisch, tritt das Kind die mondbeschienene Erde.

In der späten Abendsonne bade ich mit dem Fürsten im nahen Fluss, oder wir gehen durch die Felder zur Brandung der Küste. Ich sitze inmitten seines Volkes im Schatten des Waringinbaumes, wo ein hagerer Steuereinnehmer die Männer aufruft und ihre Anteile in ein Register von Hunderten von Palmenblättern einritz; oder ich sitze im Hofe des fürstlichen Privattempels mit der Kamera bei den tanzenden Fürstenkindern. Ich bewundere stauend Anak Agungs Hand, die mit grosser Geduld an die Wand einer Halle mythologische Szenen malt, und ich horche ihm zu, wenn er stundenlang inmitten seiner Gamelanspieler komponiert. Alles kann er, alles macht er, so gehört es sich für einen balinesischen Edlen.

Am letzten Abend sitzen wir wieder im Hof neben dem grossen Gong. Seltsam, dass sie mir nie alte Kriegsmusik spielen. Der Fürst meint, es sei die Scheu vor dem heiligen Baris, den der Gong beim Puputan, dem «Ende», diesem grandiosen Opfertod der Südbalinesen, so lange klingen liess, bis der letzte der Gamelanspieler, von der feindlichen Kugel getroffen, über sein Instrument sank. Es war der 21. September 1906. Nun fürchten die Balinesen, mit diesem Baris die Götter zu Furchtbarem herauszufordern. Der Fürst weiss meinen heimlichen Wunsch. Er steht auf. Rings in den Toren hocken gedrängt die Leute von Saba, hundert dunkle, unbewegliche Augen. Süss gesättigte Luft schwebt über der Puri. Anak Agung schaut sich im

Kreise um. Er zögert einen Augenblick, und dann zu den Spielern: «Mein Gast hört den heiligen Baris!» Alle Blicke hängen am Fürsten. Seine Augen geben kaum merklich das Zeichen, und mit unerhört wildem Einsatz bricht die Kriegsmusik los.

Ich sehe ins Gesicht des Fürsten, auf die Spieler, auf Ni Gusti Aju Sitra, die ganz klein hinter ihrem Vater auf der Erde hockt, und ich schaue auf das Volk. Wir alle denken an das gleiche, die Alten, die es noch erlebt haben, die Jungen, die es wissen. Wir denken an jenen Tag, an dem durchs ganze Land eilende Boten alle jene zusammenriefen, die bereit waren, mit ihren Fürsten das Ende ihrer Freiheit nicht zu überleben. An jenen Morgen, da sie sich schmückten, salbten und Blüten ins geölte Haar flochten, die heiligen Waffen in die Gürtel steckten und langsam und feierlich aus dem schon brennenden und von den Holländern umzingelten Palast von Badung traten, erhobenen Hauptes dem Schnellfeuer der Repetiergewehre entgegen. Männer, Kinder, Hunderte von festlich gekleideten Frauen fallen sie wirt durcheinander hin. Der Feind, verwirrt und erschrocken, stellt das Feuer ein. Doch ihr Wille zum Tod lässt sich nicht mehr aufhalten, wer noch steht, wer sich noch bewegen kann, tötet den Nächsten, die Verwundeten, um zuletzt die schmale, lange Klinge des gläubig umklammerten Kris nach altem feierlichem Versprechen durch die eigene Schlüsselbeingrube ins Herz zu stechen.

Es ist tiefe Nacht, der Baris hat mich nicht schlafen lassen, und ich trete auf den freien Platz hinaus. Aus dem Mauerschatten kommt der leise Klang des grossen Gongs. Der Fürst ist noch wach, und seine Hand schlägt abwesend gegen die alte, summende Bronze.

DIE FERNE LAUTE

Von Li-Tai-Po

Nachdichtung von Richard Dehmel

*Eines Abends hört ich im dunklen Wind
Eine ferne Laute ins Herz mir dringen.
Und ich nahm die meine im dunklen Wind,
Die sollte der andern Antwort singen.
Seither hören nachts die Vögel im Wind
Manch Gespräch in ihrer Sprache erklingen.*

*Ich bat auch die Menschen, sie möchten lauschen,
Aber die Menschen verstanden mich nicht.
Da liess ich mein Lied vom Himmel belauschen,
Und da sassen nachts um mein Herzenslicht
Die Unsterblichen mit hellem Gesicht.
Seitdem verstehn auch die Menschen zu lauschen
Und schweigen, wenn meine Laute spricht.*